

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 33.

Berlin, Sonnabend den 22. März

1843.

### Nord-Amerika.

#### Die Methodisten in den Vereinigten Staaten.\*)

Die „Reisenden“. — Whitefield und die Brüder Wesley. — Weslejaner. — Revivals  
und Comings.

Die Methodisten bilden eigentlich keine Sekte, die in gewissen Dogmen von der anglikanischen Kirche abweicht. Sie sind vielmehr nur eine Corporation von Missionairen, die zusammentrat, um den Rationalismus zu bekämpfen, wie einst die Jesuiten gegen das Lutherthum. Sie haben sich weit über die Erde verbreitet und das Werk der großen katholischen Missionen aus dem 17. und 18. Jahrhundert aufgenommen. Wie entfernt sie auch von einander seyn mögen, so korrespondiren sie doch mit ihrem General-Comité und stehen misammen in einer ununterbrochenen Verbindung. Jedes Schiff, das aus einem englischen oder amerikanischen Hafen kommt, hat irgend einen ungelehrten, feurigen Methodist an Bord, der auf Befehl der General-Konferenz sich mit Frau und Kindern auf den Weg macht, um den wilden Völkerschaften, denen er vielleicht auf seiner Reise begegnen wird, den Katholismus einzublauen. Neben den Waffen-Risten des Schiffs-Capitains steht gewöhnlich eine Kiste mit Bibeln, wie sie von den Bibel-Gesellschaften in New-York und London täglich zu Tausenden in die Welt geschickt werden. Die englische Politik legt diesen frommen Unternehmungen kein Hinderniß in den Weg, die die Völker für ihre Herrschaft vorbereiten.

Die vornehmsten Diener des Methodismus heißen „Reisende“ und datiren ihre Verbindung aus dem Jahre 1740. Um diese Zeit nämlich fingen die englischen Kolonisten in Nord-Amerika an, die Früchte ihrer Mühen zu genießen, und benutzten ihre erste Mußezeit dazu, sich gemächlich auf dem Boden oder in den Büchern des alten Europa umzusehen. Ein freudiges Staunen ergriff sie, als sie, einmal aus ihren religiösen Ueberspannungen heraus tretend, dem liberalen, kühnen Geiste in den englischen Schriften aus der Zeit der Königin Anna begegneten. Dazu kamen die skeptischen Bücher der Franzosen, und nicht lange, so keimten die Grundsätze Franklin's und Jefferson's auf dem amerikanischen Boden. Aber durch die Biegenlieder der Freiheit ertönten drohende und strafende Worte. Man warnte die Kolonisten, in religiöse Gleichgültigkeit zu versinken und ihres Ursprungs zu vergessen. Jonathan Edwards von Northampton, Freisinghausen, Dickenon, Tennet durchzogen, wie Boten aus dem Reiche Gottes, die nördlichen Städte und verkündigten die nahe Ankunft des heiligen Geistes, in dessen Namen sie gekommen seyen. Die Brüder John und Charles Wesley erregten in Georgien einen religiösen Schwindel, während Whitefield von Gemeinde zu Gemeinde zog und mit seiner donnernden Beredsamkeit das Volk erzittern machte. Die Amerikaner sagen von dieser Zeit, in ihr habe sich der heilige Geist am herrlichsten unter ihnen manifestirt und den Glauben wiederbelebt, der dem Erlöschen nahe war. Whitefield und die Gebrüder Wesley waren seine mächtigsten Werkzeuge. Diese hatten England verlassen, um in der neuen Welt den Versuch einer Propaganda zu machen. Zwei Jahre vorher waren die Wesley's noch einfache Studenten an der Universität Oxford gewesen, zeigten aber schon damals ihre geräuschvolle Frömmigkeit und spielten die Asketen und Apostel. Einige Studiengenossen schlossen sich ihnen an, mit denen sie einen kleinen Verein gründeten, in welchem statutenmäßig alle ihre Beschäftigungen aufs genaueste festgesetzt waren: die Zeit des Gebetes wie die der Arbeit, die Stunden der Begeisterung wie die der Ruhe. Ihre geistigen Beschäftigungen waren den logischen Uebungen der Jesuiten nicht unähnlich und auch die Art ihrer Beredsamkeit erinnerte an die Gesellschaft Jesu, die merkwürdigerweise eben durch Clemens XIV. aufgehoben worden war, als sich die Methodisten konstituirten.

Als die Gebrüder Wesley von ihrer glänzenden amerikanischen Expedition zurückkehrten und auf den Kanzeln Englands erschienen, erregten sie großes Staunen, um nicht zu sagen, Standal. Denn in jener Zeit religiöser Indifferenz stachen der Styl und der Vortrag ihrer Reden grell von den nüchternen, einförmigen Predigten der protestantischen Geistlichen ab. Die Reformation, die allem gottesdienstlichen Pompe und darum auch den Künsten der Beredsamkeit feindlich gestimmt war, hatte aus den evangelischen Kirchen Gesticulation und Mimik, als profane Hülfsmittel des Vortrags, verbannt, und in England besonders waren die Predigten bloße Vor-

lesungen geworden, die mit ernster, aber eintöniger Stimme gesprochen wurden und nur durch die Macht der Gedanken wirken sollten. Es war also ein neues Schauspiel, das auf den friedlichen Kanzeln der anglikanischen Kirchen von jenen Predigern aufgeführt wurde, die alle Modulationen ihrer Stimme, ihrer Augen und Hände, ja den Faltenwurf ihrer Mäntel zu Hülfen riefen, um die Zuhörer ihren Worten zu unterwerfen. Der Effekt, den sie bei der Bevölkerung der Vorstädte und des platten Landes hervorbrachten, war ungeheuer. Sie hätten sich Nimen nennen können; das Publikum nannte sie spöttlich Methodisten, und es war dies nicht das erste Mal, daß ein solcher Spitzname einer Partei Zusammenhang gab. Die Schüler Wesley's waren, wie gesagt, ganz gute Anglikaner, nur unliebenswürdiger und intoleranter, als ihre Glaubensgenossen. Sie stellten sich die Aufgabe, durch große Regelmäßigkeit des Lebens und Beachtung aller irdischen Freuden, durch ascetische Frömmigkeit und die Furcht vor der Hölle und den ewigen Strafen zu excelliren. Ihre erste Pflicht aber war, viel zu predigen, und im Verlaufe von vierunddreißig Jahren hielt Whitefield 18,000, in zweiundfünfzig Jahren John Wesley 40,500 Predigten. Nur die Disziplin, die sie in den ihnen anvertrauten Kirchen einführten, war der Grund ihrer Trennung von den Anglikanern. Schon in Oxford beschäftigte dieselbe die neuen Apostel, bis sie endlich in Bristol ins Werk gesetzt wurde. Als nämlich die Gebrüder Wesley dorthin zurückgekehrt waren, theilten sie ihre Anhänger in vier Klassen, Männer, Weiber, Knaben und Mädchen. Jede derselben hielt besondere Versammlungen, stand aber mit den übrigen dadurch in Verbindung, daß die Mitglieder der einen Klasse denen der anderen, vermöge der Fraternität, die unter allen Methodisten herrschte, beichteten oder sonst Herzergüsse machten. Dies geschah in wöchentlichen oder vierteljährlichen Konferenzen, die wiederum ihren endlichen Vereinigungspunkt in der General-Versammlung hatten, in deren Händen sich die Fäden der ganzen methodistischen Verbrüderung befanden. Diese Klassifizierung ging natürlich das Dogma nichts an und die Methodisten gingen noch lange Zeit mit Eifer in die anglikanischen Kirchen, um das Abendmahl zu empfangen. Dessenungeachtet blieb der Zwiespalt nicht aus. Denn obgleich die Weslejaner nur mit der größten Hochachtung von der englischen Staatskirche sprachen, so waren sie doch durch ihren frommen und strengen Lebenswandel, wie durch ihre Armut und ihre Begeisterung für das Wort Gottes, ein lebendiger Vorwurf für die vornehmen, verschwenderischen und indifferenten Prälaten, und sogar Laien, die Wesley zu Predigern ernannt hatte, wagten, manchen Pfeil gegen jene Kirchenfürsten loszubrüden, die, wie die Bischöfe des Mittelalters, den Großen der Erde das Beispiel der Weltlichkeit gaben. Diese Prediger waren außerdem gegen die anglikanischen Bischöfe erbittert, weil ihnen dieselben die geistliche Weibe versagt hatten. Nach langem Schwanken endlich sah sich John Wesley wider seinen Willen genöthigt, den Titel eines Oberhauptes der Methodisten anzunehmen, da seine Anhänger eines Schutzes bedurften, unter dem sie sich bergen konnten. Wesley wurde zum Bischof ausgerufen und mußte, um den Ansprüchen zu genügen, die das Schisma hervorgerufen hatte, allen Laien die Weibe geben, die als Prediger auftreten wollten. Das Erste, was das Haupt der Methodisten that, um sich des Vertrauens würdig zu zeigen, das man in ihn setzte, war, unter dem gutmüthigen Titel: „Wahrheiten über das Papstthum“ eine Philippika gegen die Katholiken zu schreiben. In diesem Buche erklärt er, daß die Katholiken von keinem protestantischen Staate, selbst nicht von den Türken und Heiden geduldet werden dürften.

In Amerika hatte man nicht erwartet, daß sich Wesley von der herrschenden Kirche lossagen würde. Biermal war Whitefield über das atlantische Meer gekommen und immer hatte sein mächtiges Wort die Herzen der Kolonisten erschüttert. Nach den Männern des Gedankens kamen die Männer der That, von Wesley empfohlene Prediger, die in New-York eine große Gesellschaft, als Mittelpunkt für die methodistischen Bewegungen in Amerika, gründeten. Im Jahre 1784 schickte Wesley drei englische Missionaire nach den Vereinigten Staaten und ließ durch sie den Doctor Cole und den Prediger Ashbury zu Superintendenten aller amerikanischen Gesellschaften ernennen. Bald nach Ankunft derselben wurde ein Konzil methodistischer Prediger in Baltimore zusammenberufen, um die Wahl des Patriarchen im Osten zu besätigen und die beiden Superintendenten zu installiren, die gar nicht lange nachher die Bischofswürde annahmen.

Als sich die methodistische Gesellschaft zur unabhängigen Kirche konstituirte hatte, mußte sie daran denken, sich eine dogmatische Grundlage zu geben. Die ganze Arbeit beschränkte sich darauf, daß aus den neununddreißig Examen-

\*) Vgl. die Artikel in Nr. 7, 17, 19, 29 u. 32 des Magazins.

schon Kritiken fünfundsiebenzig gemacht wurden. Die Begliffungen waren nicht wesentlich und die Disziplin blieb immer noch der Hauptunterschied zwischen den methodistischen und anglikanischen Gemeinden. Diese Disziplin vernichtete alle Freiheit der Person zu Gunsten eines abstrakten Wesens, der Corporation, die, wie alle moralischen Gesellschaften, kalt, berechnend und herrschaftlich war. Der Codex der Ordnungen war länger, als der der Dogmen; er enthielt fünfundsiebenzig Abschnitte. Von den Dekanaten, Kuratoren und anderen Beamten für die zeitlichen Bedürfnisse nicht zu reden, war jede Kirche oder Lokalgemeinschaft in Klassen zu zwölf bis zwanzig Personen getheilt. In den Klassen bildeten sich jene Prediger aus, die als Missionaire die Welt durchziehen. Jede derselben hatte ihre Direktoren, deren Pflicht es war, wöchentlich einmal ihre Untergebenen zu besuchen, sich über den Zustand ihrer Seelen zu unterrichten, sich von ihnen beichten zu lassen und ihre Almosen in Empfang zu nehmen. Die Klassen hielten wöchentliche Versammlungen, die Berichte und Abgesandte nach den vierteljährlichen schickten, die wiederum von den jährlichen kontrollirt wurden, bis endlich Alles in letzter Instanz an die Generalkonferenz gelangte. Die vierteljährlichen Versammlungen präsen die Berichte der Direktoren und geben den Kandidaten aus den Klassen das Predigerdiplom. Die jährlichen, denen die Distriktsbischöfe präsidiren, bilden die exekutive und richterliche Gewalt, entscheiden über geistige Vergehen und degradiren die Prediger die sich vergangen haben. Die Generalkonferenz, die sich alle vier Jahre versammelt, ist das Haupt der organisirten Fanatiker. Sie hat das Recht, die Disziplin zu ändern, und ernennet die Bischöfe und die Herausgeber der Vereinskristen. Dieser untrügliche Kongress besteht nur aus „Reisenden“, von denen die festhaften Bischöfe und die Lokalvereine abhängen. Die festhaften Bischöfe beziehen kein Gehalt und leben meist von ihrem Gewerbe. Die „Reisenden“ erhalten jährlich hundert Dollars für sich, eben so viel für ihre Frau und sechzehn bis zwanzig Dollars für jedes Kind. Sie bekommen überdies ihre Reisekosten erstattet und dürfen jedes Gewerbe betreiben, nur nicht den Verkauf von Branntwein.

Bei allen Sekten der Vereinigten Staaten, nur nicht bei den Katholiken, geht die Ernennung der Würdenträger von der Menge aus. Die Methodisten haben dieses Wahlprinzip in seiner schlechtesten Form angenommen. Jede Klasse, also nur eine Gesellschaft von zwölf bis zwanzig Personen, wählt aus ihrer Mitte einen Prediger, der aber bei der geringen Zahl der Kandidaten wohl nicht selten ein mittelmäßiger Mensch seyn wird. Uebrigens sind die Ansprüche an einen methodistischen Geistlichen gering und es geschieht nicht selten, daß Leute, die des Morgens in der Werkstätte arbeiten, Abends predigen. Die klassischen Studien wurden lange Zeit von den Methodisten als profan und unnützlich verachtet, und ihre Prediger, die ohne Vorbereitung in den Priesterstand traten, konnten freilich aus der Vertraulichkeit mit der heiligen Schrift manche erhabenen Gefühle gewinnen, wie deren in jeder Religion liegen, die Betreuerin der Gottheit ist; aber welche Rohheit, welche unvernünftige Frömmigkeit und dabei welche Anmaßung zeigten die Methodisten! Pietismus und Wissenschaftlichkeit finden sich selten beisammen, und die deutschen Pietisten rühmten sich einst ihres Namens: *Fratres ignorantiae*. — Augenscheinlich war dieser Stand der Dinge den Plänen Wesley's förderlich. — Eine wissenschaftliche Beschäftigung macht die Menschen gewöhnlich zu schlechten Praktikern; Gelehrte und Philosophen lieben nur die innere Arbeit des Gedankens, streben nach der Befriedigung ihrer persönlichen Wißbegierde und wissen nichts von Herrschsucht. Sie meinen mehr, als sie glauben und könnten auf der Kanzel, anstatt die Gründe des Glaubens zu entwickeln, die des Zweifels aufzählen. Das Halbwissen aber macht vermessen und unternehmend. Redner, die an keine Forderung gewöhnt sind, werden für die schwächsten Argumente begeistert, wie ein Jeder diejenigen Hindernisse am leichtesten überwindet, die er am wenigsten bemerkt, und was ihren Vorträgen an beweisender Kraft abgeht, das ersetzen sie durch die zuversichtliche und lärmende Weise, mit der sie dieselben halten. Solcher Männer bedarf der Methodismus für sein permanentes Forum, auf welchem Tausende den Donnerworten der religiösen Tribunen geduldig und unterwürfig zuhören. — Unter der Form von Revivals (moralischen Wiedergeburt durch plötzliche Inspiration des heil. Geistes) und Campmeetings (Predigten auf freiem Felde) betreiben alle protestantischen Sekten Amerika's, vorzüglich die Presbyterianer, Baptisten und Methodisten ihre Missionen. Als Basil Hall, Mistress Trollope und viele andere Reisende, die in diesem Jahrhundert Nord-Amerika besuchten, von dem tollen Unsinn jener Versammlungen erzählten, neben denen die wilden Feste der alten Korymbanten verhältnißmäßig erschienen, nannte man sie Verleumdung und Schimpfe auf ihre Oberflächlichkeit und daß ihnen nur daran läge, ihren Lesern interessante Geschichten zu erzählen, unbekümmert, ob sie wahr seyen, oder nicht. Aber neuere Reisende haben seitdem dasselbe berichtet, und selbst Amerikaner, wie z. B. der Geograph Flint, bestätigen viel eher die Schilderungen jenes Unwesens, als sie sie widerlegen. „Die Revivals“, sagt der genannte Gelehrte, „sind nach den protestantischen Theologen sichtbare Manifestationen der göttlichen Gnade, Ausgießungen des heiligen Geistes, die auf die Bitten einer Stadt oder eines Volkes während der eindringlichen Rede eines Predigers gewährt werden. Sie stimmen die schuldigen Herzen zur Reue und erwecken in ihnen die Furcht vor den Gefahren, die ihnen drohen. Ein Revival ist ein Blitz, der die Herzen durchzuckt, ein Hammer, der sie zermalmt.“

Die ersten Revivals geschahen 1740 unter den Auspizien Wesley's und Whitefield's, und die mächtigen religiösen Bewegungen, die damals sechs Monate lang anhielten, führten nicht wenig lächerlich-großartige Scenen herbei. Während jener ganzen Zeit wurden die Geschäfte und häuslichen Sorgen, als zu profan, bei Seite geworfen; „der Geist“, dies magische Wort, verzauberte die Gemüther, entriß die Frauen den Familien, der Gesellschaft, und trieb sie

im Lande umher, das Wort Gottes zu predigen, so daß man glauben konnte, die alten Wahantinnen mit ihren Verzückungen seyen wieder auf Erden. Der Freiheitskrieg gab glücklicher Weise der eingerissenen Exaltation eine andere Richtung und das Vaterland trug auf einige Zeit den Sieg über den heiligen Geist davon. Aber mit dem neunzehnten Jahrhundert begannen die Inspirationen wieder und nehmen jetzt einen Platz ein unter den Institutionen des freien aber leidenschaftlich ordentlichen amerikanischen Volkes, dessen thätiges und bewegtes Leben so regelmäßig eingetheilt ist, daß heut die Politik, morgen die Religion, zu dieser Stunde die Wahlaufregungen, zur folgenden die kirchlichen die Gemüther beschäftigen.

Die amerikanischen Theologen behaupten, die Revivals seyen bei ihnen darum so häufig, weil man in ihrem Lande die klarsten Begriffe von der Sünde und der göttlichen Gnade habe. Wir wollen uns nicht mit ihnen in Meinungsstreitigkeiten einlassen, sondern nur die Thatfachen berichten. Die Methodisten glauben, der Mensch könne nur so lange gute Werke thun, als ihm der heilige Geist den Willen dazu verleihe. Indes wird dies so unbedingt nur dem Prinzip zur Ehre gesagt, das Alles auf Gott zurückbezieht, denn die Prediger dringen in ihr Auditorium, auch etwas menschlichen Willen aufzubieten, um sich den göttlichen zuzuwenden. Sie erschließen ihr Herz dem heiligen Geist, auf daß er den Strahl der Gnade einziehen lasse, aber sie haben bereits dafür gesorgt, daß ihm wenig zu thun übrig bleibt, denn sie wissen, man muß die Schleuse öffnen, wenn der Fluß weiter rinnen soll. Sie bereiten den Erfolg eines Revival durch dieselben Prozeduren vor, deren sich Andere bedienen, um einen Erfolg auf der Bühne zu erringen.

Einige Zeit bevor solche Scene einer geistigen Wiedergeburt stattfindet, verbreitet sich das dumpfe Gerücht, es stehe eine bevor, und bald wird, was eben nur erst wahrscheinlich war, zur Gewißheit. Bulletin's erscheinen über den Weg der Prediger, als gälte es den Zug einer siegenden Armee, man nennt die Städte, durch die sie gekommen sind, diejenigen, in welchen sie eine lebhaftere Aufregung hervorgerufen haben. Von allen Seiten bereitet man sich für den großen Tag des Revival vor. In den düsteren, stillen Städten des Westens, wo der einförmige Gang der Arbeit von keiner Lustbarkeit unterbrochen wird und eine asketische Frömmigkeit alle öffentlichen Vergnügungen verdrängt hat, ist das Revival ein Fest, ein Schauspiel. Die Frauen, denen keine anderen Gelegenheiten geboten werden, ihre Toilette und ihre Reize zu zeigen, mustern um diese Zeit ihre Garberobe und malen sich dabei vielleicht im Geiste die Gestalten der Missionaire aus, die erwartet werden. Endlich kommt die *circulating phalanx*, die „reisenden“ Priester erscheinen mit der Exaltation in Blick und Stimme, wie sie ihnen ihr nomadisches und theatralisches Leben wohl aufprägen mag. Sie predigen täglich in den Kirchen, aber dies ist noch nicht genug; auch in Privathäusern werden Kapellen improvisirt und man arrangirt Abendgesellschaften, in denen einer von der Truppe betet und predigt, und die mit einer Kopie des Liebesmahls der ersten Christen, mit Thee und Kuchen schließen. Wenn ein Fremder um diese Zeit in die Stadt kommt, so muß es ihm scheinen, als sey er von lauter Verklärten umgeben. Der heilige Geist ist in Aller Mund und Gedanken, sein Schatten schwebt umher, man ruft ihn, redet ihn mit lauter Stimme an, richtet Worte der Zärtlichkeit und Freundschaft an ihn, man spricht mit ihm, wie mit einem Geliebten, einem Herrn oder einem Geizigen, je nach dem Charakter des Redenden; man blickt in die Luft, als sähe man ihn kommen, man streckt die Arme aus, ihn zu umfassen, als wäre er da. — „Laß dich erkennen!“ sagt der Eine, „was willst du, daß ich thue?“ der Andere. — „Hier ist er, ich hab' ihn!“ schreit ein Dritter. Revival! Revival! ist die Parole, die die Gruppen der Verzückten einander zurufen, wenn sie sich begegnen. Und mitten durch das Summen und Schwärmen tönt die Stimme des Priesters, wie die Glocke des jüngsten Tages; dreimal täglich wiederhallt die Kirche von seinen Reden, denn er predigt einmal für die Männer, einmal für die Frauen und einmal für die Kinder.

Dieses Predigen, das mit der unvergleichlichen Monotonie eines feinen Regens bis auf die Knochen dringt, mag endlich die festesten Charaktere, die stärksten Geister erweichen können. Manches gottlose, spöttische Weltkind, hier und da vielleicht ein Journalist, war zufällig einmal in den Tempel gegangen, um sich an den grotesken Gebärden und den schwülstigen Metaphern des Predigers zu ergötzen. Aber in der frommen Atmosphäre, bei dem heiligen Ernst, bei der Sicherheit der innigsten Ueberzeugung, mit welcher der Priester sprach, hatte ihn der Spott verlassen und er fragte sich, ob er träume, oder bisher geträumt habe. Als er aus dem Tempel getreten war, umschwirrten ihn die verzückten Gestalten, die er gesehen hatte, wie Gespenster der Dämmerung, seine klaren Sinne waren dahin, Zweifel beschwerte seine Seele und er warf sich denen in die Arme, die da versicherten, eine Lösung für jedes Räthsel zu besitzen. Mancher Lüftling, der, wüß und lebensmüde aus einer Dregte kommend, auf seinem Wege jene gottseligen, begeisterungstrunkenen Gestalten an der Thür der Kirche sah, suchte Schutz bei den Starken des Glaubens, da er sein Lebensglück wanken fühlte. Wenn solche plötzliche Bekehrungen geschahen und geschick in ein Wunder gekleidet wurden, dann war der Ruhm des Revival groß und es schloß unter allgemeiner Begeisterung.

Um aber über den Rausch urtheilen zu können, in denen die heilige Handlung das Volk versetzt, muß man in die Kirche treten, die Bekehrte und Unbekehrte anfallen. Auf einer breiten, niedrigen Kanzel, die in Form einer Galerie gebaut ist und den ganzen Körper des Redners sehen läßt, geht ein methodistischer Prediger hin und her, mit wildem Blick, bald schreiend, bald seufzend. Der Boden wiederhallt von seinen Tritten, die Kanzel vom Schläge seiner Hand, die Arme sind in fortwährender Bewegung, die Augen rollen in ihren Höhlen. Bald hält er, wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, den Athem an, bald haucht er ihn aus, wie schwach vor Uebermüdung. Eben

noch trug seine Stimme die Worte kaum zu der bleichen Versammlung, und jetzt bricht sie hervor und tönt wie Donner durch die Räume. Und was ist der Stoff seiner Rede? Die Methodisten haben nur einen: die Hölle; die Hölle, die derer wartet, welche nicht wiedergeboren werden durch die Gnade. Und das Auge des Predigers wird groß und größer und starrt in die Ferne, als dräng' es zu den Höhlen der Verdammnis und wohnt den graufigen Geheimnissen bei, die dort geschehen. Ein plötzlicher Schrei verkündigt den Versammelten, daß er unter den Schuldigen Männer finde, die sie mitammen früher gekannt, und mit beredten Worten schildert er ihre Qualen. Endlich wankt er keuchend und erschöpft und fällt ohnmächtig in die Arme eines anderen Predigers, der herbeigeeilt ist, ihn zu fügen.

(Schluß folgt.)

## Frankreich.

### Die Schlacht am Jöly.

(Schluß.)

El-Gennau, der in zwei Kämpfen unglücklich gewesen war, wurde entfernt und durch Sid-Hamida ersetzt. Die Marokkaner behaupteten kluger Weise, es sey dies geschehen, weil El-Gennau gegen den Willen des Kaisers die Franzosen angegriffen habe. Hamida eröffnete Unterhandlungen mit dem Gouverneur und bethuerte von neuem die friedlichen Gesinnungen Muley Abderrahman's. Die Franzosen in Ughda hatten keine Lebensmittel mehr und viele Kranke und litten sehr von der Hitze. Es lag daher dem Marschall daran, nach Lalla-Magbrania zurückzuziehen. Wie wir oben erwähnten, ward dieser Rückzug in der That unternommen. Der Marschall aber machte die Marokkaner glauben, er habe sich nur aus Mäßigung hierzu entschlossen und wolle jenseits der Grenze die von Hamida angekündigte Ankunft des Sohnes des Kaisers und dessen Friedensvorschläge abwarten. Nach langem Zögern langte der Prinz in Kudiat-Abd-el-Nahman, drei Meilen westlich von Ughda, an und ließ von dort aus durch Hamida an den Gouverneur schreiben. Er verlangte, was El-Gennau verlangt hatte, und der Gouverneur antwortete, wie General Bedeau, daß er Lalla-Magbrania und das linke Ufer der Tafna niemals aufgeben werde. Seitdem hat keine Unterhandlung mehr stattgefunden.

Araber aus der Gegend von Nedroma, die mit dem marokkanischen Lager in Verbindung standen, berichteten den Franzosen, daß sich das Heer des Prinzen täglich verstärkte und bereits aus sieben Lagern bestände, die auf sieben Hügeln postirt seyen, und von denen jedes das ganze französische an Größe erreiche. Die Tribus in Algerien schöpften neue Hoffnung, zeigten sich lässig in der Unterstützung französischer Truppen und es war zu fürchten, daß Abd-el-Kader einen Einfall machen und sich an ihre Spitze stellen würde. Deshalb und weil das marokkanische Heer noch fernere Verstärkungen aus dem Gebirge erwartete, war es dringend notwendig, dasselbe anzugreifen. Der Marschall bereitete moralisch und materiell seine kleine Armee zu dem großen Kampfe vor. „Die ungeordneten Massen“, sagte er zu den versammelten Soldaten, „ziehen keinen Nutzen aus ihrem Uebergewicht an Menschenmenge, da sie aus Mangel an innerem Zusammenhang ihre Kräfte nicht zu einem großen Ziele vereinigen können. Unsere Feinde, sie mögen Jeder für sich recht tapfer seyn, bilden zusammen eine sehr schlechte Armee. Nur der erste Impuls ist ihnen gemeinschaftlich; wenn aber ihr Angriff scheitert, und er muß es vor eurer Ordnung und Festigkeit, so wäre ein Gott nöthig, sie wieder zu vereinigen. Zählt sie also nicht, es ist vollkommen gleichgültig, ob ihrer vierzig oder zehntausend kämpfen, wenn ihr nicht nach dem Augenschein, sondern vernünftig urtheilt und euch von ihrer Schwäche überzeugen wollt. Dringet mitten durch diese Menge, ihr werdet sie spalten, wie ein Schiff die Wellen spaltet, schlägt und marschirt, ohne euch umzusehen, denn ihr seyd wie in einem verzauberten Walde; Alles wird mit einer Raschheit verschwinden, die euch selbst in Erstaunen setzen wird.“

Die französische Armee glaubte fest an den Sieg und man hatte nur die eine Furcht, die Marokkaner würden die Schlacht nicht annehmen. Die Schlachtordnung der Franzosen bestand in einem großen Carré, das aus so viel kleinen Carrés zusammengesetzt war, als Bataillone da waren. Im Centrum befanden sich die Bagage und das Lazareth und zu beiden Seiten desselben die Kavallerie. Die Artillerie stand in den Zwischenräumen der Bataillone, die 120 Fuß von einander entfernt waren. Das Ganze bildete ein Bierck mit schmaler Front und divergirenden Seiten und hatte vor einem ununterbrochenen Carré nicht wenige Vortheile. Denn da jedes kleine Carré nur die Richtung des vorangehenden zu verfolgen hat, so bot die Erhaltung der Gleichmäßigkeit keine Schwierigkeiten. Ein jedes Bataillon war aber unabhängig von demjenigen, welches es schützte und von welchem es geschützt wurde, da die Schußrichtungen der beiden divergirenden Seiten sich kreuzten. Auch konnte die Kavallerie, ohne Unordnung in das System zu bringen, zu jeder Zeit in die Intervalle der Bataillone rücken.

Am Abend des 12. gaben die Kavallerie-Offiziere der alten Kolonne ihren Kameraden von der neuangewonnenen einen solennen Punsch am Ufer des Baches Urdesa, das zu dem Zwecke künstlich ausgeschmückt und mit allen Kerzen erleuchtet war, die man im Lager aufstreuen konnte. Der Marschall war zu diesem Feste eingeladen. Der Toast, der ihm gleich beim ersten Glase gebracht wurde, gab ihm Gelegenheit, von der nahen Schlacht zu sprechen. Er that dies mit solchem Feuer, daß der größte Enthusiasmus unter den jungen Offizieren ausbrach. Sie fielen einander in die Arme, schworen, sich gegenseitig

beizustehen und die Achtung ihrer Führer und Kameraden zu erkämpfen. Und der General rief: „Wenn ich je einen Zweifel an unserem Siege hegte, jetzt wäre er verschwunden; mit Männern, wie Sie sind, unternehme ich das Schwerste!“

Um es den Marokkanern unmöglich zu machen, dem Kampfe auszuweichen, stellten sich die Franzosen am Abend des 13., als zögen sie aus, um Futter zu holen, und kamen durch dieses Manöver dem Feinde um vier Meilen näher. Sie hatten nämlich öfter in dieser Richtung fourragirt und konnten, als die Nacht hereinbrach, unbemerkt auf dem simulirten Rückwege Halt machen. Um Mitternacht legten sie sich weiter in Bewegung und kamen mit Tagesanbruch an den Jöly, fanden aber daselbst keine Feinde. Der Uebergang war so schwierig, daß die Marokkaner Zeit gehabt hätten, ihr Lager abzubrechen und der Schlacht auszuweichen. Aber sie blieben und erwarteten die Franzosen jenseits der zweiten Furch über den Jöly. Da nur drei bequeme Uebergangsstellen über den Fluß da waren, befohl der Marschall, was europäischen Truppen gegenüber nicht möglich gewesen wäre, sich erst jenseits des Flusses unter dem feindlichen Feuer in Schlachtordnung zu stellen, da sonst für jedes Bataillon fast eine besondere Furcht nöthig gewesen wäre. Die Carrés wurden gebildet, der Feind entfaltete alle seine Kräfte und bildete einen Halbkreis um die Franzosen. Diese, von allen Seiten umschwärmt und beschossen, rückten, ohne ihre Ordnung nur einen Augenblick zu verlieren, vorwärts und wiesen überall die Angreifenden kräftig zurück. Endlich, nachdem der Feind bereits ein wenig ermüdet war, ließ der General die Kavallerie und Artillerie sich gruppiren und auf die Marokkaner werfen. Sie fanden nichts mehr, was ihnen widerstanden hätte, und das Lager mit Kanonen und Bagage fiel in die Hände der Sieger. Jenseits des Lagers sammelten sich noch 10,000 Araber, aber bald waren sie zerstreut und flohen in der Richtung von Fez. Als der Marschall sicher war, daß keine Gefahr mehr drohte, ließ er die Verfolgung einstellen und die Soldaten sich mit den reichen Vorräthen des eroberten Lagers für ihre Arbeit entschädigen.

## Griechenland.

### Der hellenische National-Kongreß.<sup>\*)</sup>

Nach jahrhundertelanger Sklaverei hatte Hellas endlich seiner alten Heldengröße gedacht und war einmüthig aufgestanden gegen seinen Unterdrücker. Die Herzen aller Völker Europa's schlugen den kühnen Kämpfern entgegen und folgten jedem ihrer Schritte mit der lebendigsten, innigsten Theilnahme. Endlich erkannten auch die Kabinette die vorhandene Thatsache an und gaben durch ihren Beitritt den Ausschlag. Man zog dem Ländchen eine knappe Gränze vom Ambracischen Meerbusen über das Oethrysgedirge bis zum Busen von Golo hin, ließ ihm ein Kapital, und das neue Reich war fertig. Nach der Richtung, welche die europäische Politik schon seit einer Reihe von Jahren eingehalten hatte, verstand es sich von selbst, daß die zugestandene Regierungsform keine andere seyn konnte, als die unumschränkte Monarchie. Etwaige Stimmen, welche nebenbei laut wurden, beschwichtigte man durch Versprechungen. Versprechungen sind eine schöne Sache, sie lassen Zeit gewinnen, und „Zeit gewonnen, viel gewonnen“, sagt das Sprüchwort. Zudem sah man auf die Griechen mit vornehmem Stolz herab: „Ja, die heutigen Griechen“, sagte man, „das sind nicht die alten Hellenen, das ist ein verderbtes, verkommenes Volk!“ Man betete wie der Pharisäer im Evangelium: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Sünder, oder auch wie dieser Jöllner.

Am 25. Januar (6. Februar) 1833 hatte (nachdem bekanntlich der jetzige König der Belgier die ihm angebotene Krone abgelehnt) König Otto den griechischen Thron bestiegen, mit dem 1. Juni 1833 hatte die Regentschaft aufgehört, und die Verhältnisse in Griechenland gestalteten sich zwar nicht prächtig, aber doch leidlich. Da schlug plötzlich die Nachricht an die Ohren Europa's, daß am 3. (15.) September 1843 zu Athen eine gänzliche Umwandlung der Dinge geschehen sey. Es gab viel lange Geschlechter. Die Griechen hätten wiederum mit Wilhelm Müller's Worten den Erschrockenen zurufen können:

Das Alt' ist neu geworden, die Fern' ist euch so nah;  
Was ihr erträumt so lange, leidhaftig steht es da,  
Es klopf an eure Pforte — ihr schließt ihm euer Haus —  
Sieht es denn gar so anders, als ihr es träumtet, aus?

\*) Der hellenische Nationalkongreß zu Athen in den Jahren 1843 und 1844. Nach der Originalausgabe der Kongreß-Verhandlungen im Auszug bearbeitet und mit geschichtlichen Notizen, Altensünden u. s. w. begleitet von Alexander Clarus Prinz, Oberstleutnant der Artillerie à la Suite des königlich griechischen Heeres und Ritter des Cäloferordens. Leipzig, Gustav Mayer, 1845, 8.

Es wird vielleicht manchen unserer Leser interessieren, wenn wir aus der Vorrede des Verfassers die Angabe der Quellen für diesen Abschnitt der griechischen Geschichte herübernehmen.

1) Πρακτικά της εν Αθήναις της τρίτης Σεπτεμβρίου Εθνεγερσίας των Ελλήνων Συνελευσεως. Εκδοθέντα δημοσίως δευτέρη. Εν Αθήναις εκ του Βασιλικού Τυπογραφείου το έτος ένω, από Χ. Γ. 728 Σ. 8. Beilage des Regierungsblattes (Εφημερίς της κυβέρνησεως), enthalten eine gedrängte offizielle Darstellung des Ganges des Nationalkongresses.

2) Die Kongreß-Sitzungsberichte in den Zeitungen Αθήνα (Minerva), Κληρίς (Hoffnung) und Ανεξάρτητος (Der Unabhängige, Indépendant).

3) Eine in hestien erscheinende Sammlung sämtlicher Sitzungs-Verhandlungen, nach stenographischen Aufzeichnungen, herausgegeben von Panteli K. Panteli, dem Redacteur des Anagartetos, unter dem Titel: Η της τρίτης Σεπτεμβρίου εν Αθήναις Εθνεγερσίας Πρακτικά εκδοθέντα κατά τυπογραφικώς σημειώσεως υπό Παντελή Κ. Παντελή. Εν Αθήναις εκ του τυπογραφείου, ο Ανεξάρτητος, το Η. Κ. Παντελή. 1844.

Indeß, hatte die englische Cabinets-Politik sich 1775 Nord-Amerika gegenüber trotz Chatham und Burke geirrt, so mußte man's der Cabinets-Politik wohl verzeihen, wenn sie sich diesmal Griechenland gegenüber ohne Chatham und Burke geirrt hatte. Wie es so zu gehen pflegt im menschlichen Leben, das Faktum behielt auch diesmal Recht. Man hat es oft schon erlebt, daß eine solche Unternehmung, wenn sie mißglückt, eine von Böswilligen angeführte Meuterei war; wenn sie dagegen gelang, so erhob man sie zu einer patriotischen Handlung. Von den drei Schutzmächten erkannten England und Frankreich, selbst constitutionelle Staaten, die constitutionelle Monarchie an; Rußland sagte weder ja noch nein, und gab mithin zu, was nicht zu ändern war.

Die Zeitungen hatten nun wohl den weiteren Verlauf der constitutionellen Entwicklung in Griechenland auszugswise mitgeteilt, aber es fehlte der ununterbrochene Zusammenhang, der Ueberblick. Bei Vielen war die Meinung festgewurzelt, und wurde von manchen Seiten her bekräftigt, daß die ganze Sache nur eine Unternehmung einiger auführerischer Köpfe sey, die weder Kenntnisse, noch Talent, noch Kraft genug besäßen, um das Werk durchzuführen, so daß es über kurz oder lang doch ein schlechtes Ende nehmen müsse. Die üble Stimmung wurde durch die Ausweisung der vielen deutschen Beamten noch vermehrt. Deshalb war eine vollständige und aktenmäßige Darlegung des gesammten Berganges wünschenswerth. Diesem Bedürfnis hat nun ein deutscher Landemann, der Oberlieutenant Feinze, abgeholfen durch sein nach der Originalausgabe der Kongress-Verhandlungen bearbeitetes, dem Prinzen Johann von Sachsen gewidmetes, Werk über den hellenischen National-Kongress.

Das Buch beginnt sogleich mit den Eröffnungs-Feierlichkeiten des Kongresses, am 8. (20.) November 1843 und der am selben Tage unter dem Vorsitze des 104 Jahre alten Präsidenten Panoußos Rotaras abgehaltenen ersten Sitzung, und führt uns in ziemlich weilläufigem Auszuge die Reihe der sämtlichen Sitzungen vor, bis zu der am 18. (30.) März 1844 gehaltenen funfundsechzigsten, in welcher der König, durch Beschwörung der angenommenen Verfassung, die Arbeiten des Kongresses beschloß. Der Leser findet also den ersten Entwurf der Verfassung, den zweiten Entwurf derselben mit allen zugehörigen Debatten, die Aenderungsvorschläge des Königs und die endliche Fassung des Ganzen vollständig beisammen; ebenso die beiden Entwürfe und die zuletzt gebilligte Redaction des Abgeordneten-Wahlgesetzes. Zwischen hindurch laufen eine Menge kleiner Reden — auch einige größere, und eine ziemliche Anzahl von Bruchstücken anderer. Das Londoner Protokoll vom 17. November 1843 in Betreff der Sendung des Fürsten von Dettingen-Wallenstein, die Note des Grafen Aberdeen vom 29. November 1843, einige vortreffliche Briefe des Generalmajors Dimitrios Kallergis, des damaligen Militär-Gouverneurs von Athen, nebst einigen anderen Aktenstücken bilden eine dankenswerthe Zugabe. Wir würden unsern Lesern gern einige Auszüge aus dem Buche liefern, wenn sich dergleichen eben ausziehen ließe; wir müssen uns deshalb darauf beschränken, es ihnen bestens zu empfehlen. Freilich muß man sich die Mühe des Lesens nicht verbrießen lassen, denn das Buch wiegt ungebunden beinahe ein preussisches Pfund, obwohl es auf dünnes Papier gedruckt ist, und enthält 434 eingedruckte Seiten in groß Oktav. Der Verfasser hätte bedenken sollen, daß die Zeit immer kostbarer wird, weil jährlich immer größere Massen von Bücherballen zu bewältigen sind. Daher würde es mehr Anerkennung finden, wenn er sich die Mühe genommen hätte, den Stoff durchzuarbeiten und sich selbst ein Verdienst als Historiker zu erwerben, wozu ihm in Athen, als Augenzeuge der Vorgänge und mitten unter den Quellen die reichste Gelegenheit gegeben war. Der Verfasser scheint das auch selbst gefühlt zu haben, indem er der chaotischen Masse ein sehr detaillirtes Inhaltsverzeichnis und ein reiches alphabetisches Register beigegeben hat, wodurch der Gebrauch einigermaßen erleichtert wird. Doch hat auch die von ihm gewählte Form, obgleich sie sehr unbequem ist, einen nicht zu übersehenden Vortheil. Indem er nämlich die Personen und die Thatfachen selbst sprechen läßt, gewährt er selbst dem Ungläubigsten die Möglichkeit, sich aus eigener reiner Anschauung zu überzeugen, daß die Einführung der constitutionellen Regierungsform in Griechenland kein bloßer Handstreich, kein überreiltes Unternehmen war, sondern daß sich das Volk in seinen Vertretern dieser Regierungsform würdig bewiesen hat.

Um der Schwachen willen dürfte es vielleicht nicht überflüssig seyn, an die folgenden Worte Heeren's zu erinnern, der als ergrauter Historiker ersten Ranges wohl ein Gewicht in der Waagschale abgiebt: „Der Vorzug der constitutionellen Monarchie (mit einer stellvertretenden Versammlung, deren Verhandlungen Publizität haben) von der autokratischen (wo beides fehlt) bestimmt sich nicht danach, daß jene stets besser regiert wird (auch Autokratien sind nicht selten vortrefflich regiert); sondern nach dem größeren oder geringeren Werth, den man auf die politische Ausbildung der Völker und ihre Folgen legt. Diese kann nur hervorgehen aus der wirksamen Theilnahme an ihren eigenen Angelegenheiten; und so darf man hoffen, daß die Verbreitung der constitutionellen Staatsformen wohlthätig auf Europa zurückwirken wird, wenn man sich dabei in den Schranken hält, welche das Wesen der Monarchie erfordert. In wie fern jedes Volk reif für diese Freiheit ist, muß die Erfahrung lehren; der Charakter entscheidet hier mehr als der Geist. Es kostet Zeit zu lernen — sich mit der Freiheit zu befehlen. Und wer in einer neuen Kammer sogleich einen Pitt oder Fox erwartet, der blättere nur in den britischen Annalen etwa bis in die Zeiten des langen Parlaments zurück.“

— Das diesjährige Osterfest. Auch in Frankreich hat das diesjährige, ungewöhnlich frühe Eintreffen des Osterfestes zu Reclamationen gegen den Kalender Anlaß gegeben. Man wird sich erinnern, daß schon im vorigen Jahre in Königsberger und in Berliner Blättern Beschwörungen gegen die preussische Kalender-Deputation und namentlich gegen Herrn Prof. Zöler erhoben wurden, als sey von ihnen das diesjährige Osterfest zu früh angelegt, und in der That scheint diese Ansicht auch in höheren Regionen getheilt zu werden, denn noch ist es seit Menschengedenken nicht vorgekommen, daß man, wie diesmal, in Berlin Schlitten und Schlittschuhläufer zu Ostern sah. Indessen ist doch der Irrthum nur auf Seite des Winters, und nicht auf der der Kalender-Deputation oder gar des gelehrten Herrn Zöler, der mit der ganzen, nach dem Gregorianischen Kalender sich richtenden Christenheit nicht umhinkommt, den Osterfesttag diesmal auf den 23. März anzusetzen. Man hat namentlich die Kalender-Herausgeber an die Festsetzungen des Conciliums von Nicäa (im J. 325) erinnern zu müssen geglaubt. Dieses hat über die Feiertage des Osterfestes bestimmt: 1) daß sie immer an einem Sonntag stattfinden; 2) daß es in der ganzen Christenheit derjenige Sonntag sey, welcher dem ersten Vollmond — d. h. dem vierzehnten Tage des Mondes — nach dem Frühlings-Aequinoctium folgt (weshalb auch Ostern immer nur zwischen dem 22. März und dem 25. April fallen kann); und daß endlich 3) wenn der vierzehnte Tag des Mondes auf einen Sonntag fällt, das Fest auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt werde. Letzteres ward namentlich bestimmt, damit das christliche Osterfest niemals mit dem jüdischen genau zusammenfalle, obwohl nicht zu vermeiden war, daß einzelne Tage der beiderseitigen Osterfeste — die Juden feiern es bekanntlich acht Tage lang — sich von Jahr zu Jahr begegnen.<sup>\*)</sup>

Mit Berufung nun auf jene Bestimmungen des Conciliums von Nicäa wird gefragt, warum in diesem Jahre, an welchem der Vollmond auf Sonntag den 23. März trifft, das Osterfest nicht auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt worden sey? Die Antwort darauf ist aber, daß die Verlegung nur stattfindet, wenn das Zusammentreffen des Sonntags mit dem eigentlichen Stichtage, nämlich den vierzehnten des Mondes, stattfindet; nun fällt aber der Vollmond — wie dies sehr häufig zu geschehen pflegt, da die Gesamtdauer der vier Mondphasen bekanntlich 29 Tage 12 Stunden 44 Minuten 3 Sekunden beträgt — diesmal nicht auf den vierzehnten, sondern auf den fünfzehnten Tag des Mondes, und deshalb findet auch keine Verlegung statt, so daß Ostern mit dem Vollmonde zugleich eintritt. Zu allen Zeiten hat diese Kombination zweier so ganz verschiedenartigen Cyklen, wie des Sonnen- und des Mondjahres, zur Feststellung des Osterfestes, Irrungen und Kontroversen veranlaßt — wie dies namentlich zur Zeit des Kaisers Justinian im Jahre 547 geschah, wo Niemand dem kaiserlichen Gebot zufolge das Osterfest auf den dem 14ten Tage des Mondes folgenden Sonntag verlegen wollte, da der 14te selbst ein Sonntag war — und man hat darum auch bereits zur Zeit der Einführung des Gregorianischen Kalenders (1582) den Vorschlag gemacht, das Osterfest auf den ersten oder zweiten Sonntag des Monats April festzusetzen, aber auch damals bestrebte man sich noch, die Möglichkeit zu vermeiden, daß das christliche und das jüdische Osterfest genau zusammenfallen. In Frankreich hat neuerlich ein Herr N in der Revue de Paris einige historische Notizen über diese Materie veröffentlicht; deutsche Leser haben Gelegenheit, sich durch eine eben im Buchhandel angekündigte (uns noch nicht zu Gesicht gekommene) kleine Schrift des Herrn Professor Piper über den Gegenstand näher zu unterrichten.<sup>\*\*)</sup>

— Thiers' Geschichte Napoleon's. In Paris und in Leipzig sind gleichzeitig die beiden ersten Bände des neuen Geschichtswerkes von Thiers ausgegeben worden. Der Buchhändler J. P. Meline in Brüssel hat es durch sein Haus in Leipzig möglich gemacht, hier diese beiden Bände zugleich im Original — in einer vermuthlich vom Verfasser und vom Pariser Verleger genehmigten Ausgabe — und in einer deutschen Uebersetzung erscheinen zu lassen, welche letztere unter der Leitung des Herrn Professor Friedrich Bülow veranfaßt worden. Beide Ausgaben sind in den zwei ersten Bänden, die mit dem 18. Brumaire beginnen und bis zum 18. April 1801 reichen, mit den stahlstichlichen Napoleon's als ersten Konsul, Eugen Beauharnais' und Thiers' geschmückt. Die in dem französischen Inhaltsverzeichnis angekündigte Vorrede von Thiers fehlt sowohl in der französischen als in der deutschen Ausgabe. Nach einem flüchtigen Blick, den wir in die deutsche Uebersetzung geworfen, erscheint uns dieselbe etwas eifertig gearbeitet — wie dies auch bei solchen buchhändlerischen Anforderungen kaum anders seyn kann — und trotz der Leistung des gelehrten Professors Bülow nicht ohne Gallicismen und unrichtige Auffassungen. Wir wollen nächstens unseren Lesern einige Proben aus dem Thiers'schen Werke mittheilen, doch werden wir aus der Quelle selbst und nicht aus der Leipziger Bearbeitung schöpfen.

<sup>\*)</sup> Mit Ausnahme der diesjährigen, indem dies ein Schaltjahr der Juden ist, in welchem Ostern um einen Mond später als gewöhnlich fällt. Wäre aber in diesem Jahre der vierzehnte Tag des Mondes statt am 22ten schon am 20. März, so würden auch heuer das christliche und das jüdische Osterfest in einer Woche zusammengetroffen seyn. Es hat übrigens christliche Schismatiker gegeben, die auch nach der Zeit des Conciliums von Nicäa fortfuhren, das Osterfest am vierzehnten Tage des ersten Frühlingsmondes zu feiern und die darum „Quatuordecimaner“ genannt wurden.

<sup>\*\*)</sup> Geschichte des Osterfestes seit der Kalender-Reformation, zur Beurtheilung der wider das diesjährige Osterdatum erhobenen Zweifel. Von Ferd. Piper, o. o. Professor der Theologie an der Friedr. Wilhelms-Universität, Berlin, C. G. Lüderig.